

REZENSIONEN

ABRAHAM, ULF (2012): *Fantastik in Literatur und Film. Eine Einführung für Schule und Hochschule*. Berlin: Erich Schmidt Verlag (=Grundlagen der Germanistik 50). 256 S.

Um es vorwegzunehmen: Das vorliegende Buch löst sein Versprechen aus Sicht der Rezensentin vorbehaltlos ein! Sowohl auf literaturtheoretischer als auch auf literatur- und rezeptionsgeschichtlicher sowie schließlich didaktischer Ebene stellt Abrahams Arbeit eine anregende und überzeugende, wissenschaftlich anspruchsvolle und dennoch sehr praxisorientierte, dicht geschriebene und durchweg gut lesbare, mit hilfreichen Registern versehene Synopse zum Phänomen der literarischen Fantastik dar. Der Band besteht aus drei umfangreichen Kapiteln und fünf Anhängen, unter denen ein Verzeichnis der im Buch erwähnten Schlüsselwerke und eine Übersicht zu deren filmischen Adaptionen neben dem Literaturverzeichnis besonders informativ und aufschlussreich sind, nicht zuletzt deshalb, weil sie – neben natürlich unvermeidlichen Lücken – auch Überraschungen bereithalten, die den Blick des Lesers für das literarische Phänomen „Fantastik“ und sein Potenzial insgesamt schärfen. Abraham nähert sich seinem Thema von mehreren Seiten, wobei Aspekte berührt werden, die in linear geschriebenen Gattungs- bzw. Stoffgeschichten üblicherweise keine Rolle spielen. Der Autor macht hier keinen Hehl

aus seiner Sympathie und langen Erfahrung mit literatur- und kulturdidaktischen sowie medienübergreifenden Fragestellungen. Gleich in der Einleitung wird betont, dass „[d]as Fantastische als Phänomen der Moderne und der Postmoderne [...] zwar eine lange buchliterarische Vorgeschichte [habe, a]ber [...] heute erst trans- und intermedial zu sich selbst [komme]“ (S. 11), was die zeitliche Schwerpunktsetzung auf Werke des 19. und 20. Jhd.s sowie die explizite Berücksichtigung von „Nichtprintmedien“ (S. 11) begründet. Abraham macht dennoch sehr deutlich, dass Fantastik aus seiner Sicht unbedingt zur „kulturellen Praxis Literatur“ gehört. Es ist sein Ziel, einschlägige „Erkenntnisse aus der hochspezialisierten Fachliteratur“ (S. 13) so auszuwählen, anzuordnen und zu interpretieren, dass das didaktische Potenzial dieser oft als „Nischenphänomen“ abgetanen Literatur deutlich wird.

Ziel des ersten Kapitels („Theorie(n) der Literarischen Fantastik“, S. 15-64) ist es, dem Begriff und Inhalt „literarischer Fantastik“ näherzukommen und über Genre-, Form- und Epochengrenzen hinaus definitorische Kriterien zu finden. Dabei steht zum einen die erwartbare Abgrenzung vom Realismus im Blick-

feld, zum anderen die Binnendifferenzierung miteinander verwandter Gebiete, wie Utopie/Dystopie, Märchenroman, Science Fiction, Fantasy oder auch Horror, die vom Autor als „literarische Fantastik im weiteren Sinne“ erfasst werden (S. 49). Abraham geht in diesem Zusammenhang auf die anthropologischen Grundlagen des Fantastischen im Kontext von Phylo- und Ontogenese ein und wägt unterschiedliche definitorische Konzepte gegeneinander ab. Nach einer kritischen Sichtung der Forschungsliteratur (u. a. Tzvetan Todorov) kommt er zu sieben Auswahlkriterien für literarische Fantastik im weiteren Sinne. Als wichtig werden die „narrative Struktur“ (1), die Anwesenheit eines „unerklärlichen, unmöglichen oder unheimlichen Phänomens“ (2), das „nicht-realitätstkompatibel“ (3), aber dennoch „als real gesetzt“ ist (4), genannt. Dabei muss diese „Realitätsinkompatibilität“ „explizit oder implizit“ (d. h. durch Figuren im Text oder die Lesenden) festgestellt werden (5). Fantastik im weiteren Sinne muss darüber hinaus eine „anthropologische Provokation“ (6) enthalten, aber wiederum „keinen Indikator für Nicht-Wörtlichkeit (für rhetorische Uneigentlichkeit) des nicht-realitätstkompatiblen Phänomens“ (7) (S. 49). Gerade der letzte Punkt macht drei prominente deutschsprachige Beispiele besonders interessant (S. 54-63), deren Zugehörigkeit zur fantastischen Literatur immer wieder diskutiert wird (Franz Kafkas *Das Schloss*, Günter Grass' *Die Blechtrommel*, Patrick Süskinds *Das Parfüm*) – nach Abraham muss die Entscheidung hier offen bleiben, da alle drei Texte allegorische oder symbolische Lesarten nahelegen (Parabelcharakter). „Stofflichkeit und narrative Struktur“, eine gewisse „Unschlüssigkeit“ im Hinblick auf die Glaubwürdigkeit der erzählten Geschich-

te, ein notwendig verunsicherndes Maß an „Fremdheit“ (Unvertrautem, Verstörendem), eine „konstruktive Subversivität“ („Ordnungsbruch“ mittels Hinterfragung etablierter Wahrnehmungs- und Denkmuster, der die Lösung aus Alltagszwängen impliziert) und „Verdrängtes“, „Verschüttetes“ (nicht zuletzt in der Form von übernatürlichen Phänomenen oder Wesen) spielen eine besondere Rolle und werden gesondert besprochen (S. 50-54). Vor dem Hintergrund der Aufklärung nimmt sich Fantastik in besonderer Weise des „Unerledigten“ an und bietet Raum für die Verarbeitung von atavistischen Ängsten (S. 53), eine Überlegung, die die auffällige ‚all-age‘-Wirkung und Popularität fantastischer Literatur bereits andeutet.

Kapitel 2 (S. 65-179) ist der „Kulturellen Praxis Literarischer Fantastik“ gewidmet (S. 65). Der Autor bespricht grundlegende Entwicklungslinien zwischen Antike und Postromantik und widmet sich dann besonders der Zeit seit dem ausgehenden 19. Jhd. Fantastik wird als Phänomen der Moderne herausgearbeitet, das im Laufe des 20. Jhd.s seine entscheidende stilistische und mediale Ausdifferenzierung erfahren hat. Abraham beschränkt sich in dieser Zusammenschau auf „den abendländischen Kulturkreis“ (S. 179), ist sich der Sprach- und Kulturgrenzen überschreitenden anthropologischen Gültigkeit der involvierten Narrations- und Rezeptionsmuster aber wohl bewusst. Der zunächst vorherrschende symbolische Mehrwert fantastischer Motive verliert sich im Kontext der Romantik und diese münden in verschiedene epische Formen (vor allem Novelle, Schauerroman und Utopie im 19. Jhd. sowie Horrorgeschichte, Dystopie und ‚all-age Fantasy‘ im 20. Jhd.) sowie in zahlreiche Genrekreuzungen und transmediale Erzähl-

Rezensionen

formen (z.B. Kombinationen aus Adoleszenz-, Zeitreise-, Schauer- bzw. Märchenroman, Politthriller und Science Fiction usw.). Neben anderen epischen Formen stellen sich vor allem Bilderbuch, Kurzgeschichte, Hörspiel und Spielfilm als fantastik-affine mediale Formen heraus, die geschickt mit unterschiedlichen „Genresignalen“ kombiniert werden (S. 130). Gerade in diesem Teil des Buches argumentiert Abraham auf der Grundlage vieler konkreter Beispiele auch aus jüngster Zeit und macht das breite mediale Spektrum literarischer Fantastik als ‚work in progress‘ überzeugend deutlich. Kapitel 2.4. („Im Innern der Fantastik: Leitmotive, Schlüsselfiguren, Dichotomie“, S. 147-157) und 2.5. („Diskurse in der Literarischen Fantastik“, S. 158-179) vertiefen diese Zugangsweise. Motive wie „Reise“, (gefährlicher) „Raum“ und „Traum“ sowie Figuren wie „Außenseiter“, „Fremder“ und „Doppelgänger“ werden anhand verschiedener Bücher und Filme ebenso beleuchtet wie die Dichotomien „Mensch vs. Monster“, „natürliche vs. manipulierte Zeit“, „Natur vs. Technik“ und „Gut vs. Böse“. Abraham macht anhand von „sich überlappenden und teilweise gegenseitig durchdringenden Diskursen, in die die Literarische Fantastik in ihren verschiedenen Spielarten eingreift“ (S. 159) deutlich, dass „es insgesamt so gut wie kein gegenwärtig kontroverses Thema [gibt], mit dem sie sich nicht beschäftigen würde“ (S. 159). Er unterscheidet dabei politische, psychologische, ethische, interkulturelle, pädagogische, mediale und auf das Verhältnis von Natur und Technik bezogene Diskursstränge, an deren Schnittstellen Fragen von „Empathie“, „Toleranz“, „Lernen“, „Speicherung“ (Bewahrung), „Kommunikation“ oder „Waffen“(gewalt) diskutiert werden (S. 159).

Die so ausgerichtete Argumentation macht das Anliegen des Autors sehr deutlich: Fantastik habe eben keine „eskapistische Funktion“ (Abraham bedauert derartige Zuschreibungen als überholten „Stammischdiskurs“, S. 197), sondern beziehe ihre große Popularität nicht zuletzt daraus, dass sie Denkanstöße für „drängende Fragen der wirklichen Welt“ biete (S. 161). Darunter sind Fragen, die auch im Kontext des Nachdenkens über die Beziehungen zwischen Sprachen und Kulturen eine besondere Rolle spielen und die daher im Umkreis von (fremdsprachiger) Literatur-, Sprach-, Kultur- und Lehr-/Lernforschung hohe Relevanz besitzen. Abrahams Argumentation hat zum Ziel, die besondere Eignung von Fantastik – und damit ihren berechtigten Platz – in didaktischen Prozessen zu zeigen. Das diesen Fragen gewidmete dritte Kapitel („Literarische Fantastik in Schule und Hochschule“, S. 181-208) geht zunächst auf Rezeptionsfragen ein, die hier wichtige entwicklungspsychologische Ansatzpunkte bieten können (z.B. im Umkreis von Selbstanalyse und Identifikation, Aushalten von Widerspruch und Unbestimmtheit, der Rolle von Familie und Individuum oder dem Wunsch nach Ordnungsmustern). Eine besondere Stellung nimmt auch die von vielen Fantastik-Autoren perfektionierte Technik des intertextuellen und interfiguralen Arbeitens ein („Vom schönen schweren Lesen lesen“, S. 186-189), die literarische Fantastik unter Einschluss audiovisueller Medien zu einem geeigneten Objekt für Literaturpädagogik und Lesedidaktik macht: „Lesen ist schwer und kann gefährlich sein, aber es ist auch unglaublich lohnend.“ Dabei werden Stichwörter angedeutet, die auch der fremdsprachlichen Lesedidaktik wichtigen Gesprächsstoff bieten (sollten), etwa Privat- und Schul-

lektüre, Lesemotivation und Lesegewohnheiten, literarische Qualität oder Transmedialität. Für die (muttersprachliche) Literaturdidaktik auf schulischer Ebene schlägt Abraham das bewährte Vorgehen nach thematischen Reihen vor („Lernen und Schule“, „Fantastische Maschinen“, „Zeitreisen“, „Sprechende Tiere“), in denen jeweils auch klassische deutschsprachige Kanon-Autoren ihren Platz finden (z.B. Günter Eich, E.T.A. Hoffmann, Franz Kafka, Max Frisch, Hans Magnus Enzensberger) und die daher im auslandsgermanistischen Kontext auf Interesse stoßen könnten. Insbesondere plädiert er für einen medienreflexiven Umgang mit Fantastik (und Literatur insgesamt), neben dem Film stehen Hörspiel und Hörbuch, mittelbar auch Computerspiele im Zentrum der Aufmerksamkeit, diese wiederum erschließen eine Fülle methodischer Möglichkeiten, die eine traditionelle Lesedidaktik ergänzen und bereichern können (z.B. Film-, Hör- oder Spieledidaktik). Fantastik ist schließlich vielsprachig und damit für vielfältige Übersetzungsaktivitäten und Übersetzungsvergleiche prädestiniert, wobei deren zeitliche und kulturelle Bedingtheit ein wichtiger Aspekt ist, der gerade auch angehende Auslandsgermanisten für „transkulturelles Übersetzen“ oder Fremdsprachendidaktiker für „transkulturelle Literatur- und Kulturdidaktik“ (S. 204, zit. nach WINTERSTEINER 2006) sensibilisieren kann. Schließlich machen Intertextualität und Intermedialität literarische Fantastik „didaktisch anschlussfähig“ (S. 206).

Abrahams Buch zeigt überzeugend, dass sich sowohl Literaturwissenschaft als

auch Literatur- und Kulturdidaktik für dieses – bis auf prominente ‚Klassiker‘ – bisher vernachlässigte Gebiet, für Fragen seiner Rezeption, Wirkung und immanenten Medienpotenzials öffnen sollten. Fremdsprachige Sprach- und Kulturdidaktik dürfen davon nicht ausgenommen sein, zumal dann, wenn ihnen ein Unterricht zugrunde liegt, der kein Selbstzweck ist, sondern der vielmehr die (sprachlichen) Mittel bereitstellt, um fremde Welten zu öffnen und zu erkunden. Dass neben der angelsächsischen gerade auch die deutschsprachige Fantastik hier viel zu bieten hat, zeigt Abraham im gesamten Buch an Werken von Friedrich Schiller, E.T.A. Hoffmann, Wilhelm Hauff, Theodor Storm, Alfred Kubin, Franz Kafka, Felix Salten, Arthur Schnitzler, Günter Grass, Otfried Preußler, Michael Ende, Angela Sommer-Bodenburg, Paul Maar, Patrick Süskind oder Cornelia Funke. Einige haben ihren unbestrittenen Platz auf einer ‚kanonisierten‘ Liste der deutschsprachigen Literatur, für andere aber sprechen ihr mindestens ebenso großer, wenn nicht größerer Bekanntheits- und Identifikationswert, ihre enorme Intertextualität und Intermedialität. Letztendlich ist es damit auch der Begriff des „literarischen Kanons“, den Abrahams Buch hinterfragt, zugleich mit seinem Plädoyer für eine weit verstandene Literatur-, Kultur- und Sprachdidaktik.

Literatur

WINTERSTEINER, WERNER (2006): *Transkulturelle Bildung*. Innsbruck.

Camilla Badstübner-Kizik, Poznań

DRYNDA, JOANNA (2012): *Spiegel-Frauen. Zum Spiegelmotiv in Prosatexten zeitgenössischer österreichischer Autorinnen*. Frankfurt (M.)/Berlin/Bern u. a.: Peter Lang Verlag (=Studien zur Germanistik, Skandinavistik und Übersetzungskultur 3). 357 S.

Was verbindet glatt poliertes Metall, die Wasserfläche und die Augen eines Betrachters? An der Schnittstelle des Realen begegnet das Subjekt seinem Gegenüber, sei die Abbildung scharf, verschwommen oder nur geahnt. Das Phänomen des Spiegels. Wenn es eine Frau ist, die vor dem Spiegel steht, scheint oft ihr Gegenüber den Spiegelrahmen zu verlassen, um sich im Subjekt wiederzufinden. Der Spiegel ist ein Raum der Erkenntnis.

Die Posener Literaturwissenschaftlerin Joanna Drynda legt mit der Monographie Ergebnisse ihrer breit angelegten Forschungsarbeit vor. Indem sie in ihrer Studie die „epochen-, generations- und genreübergreifende Vorliebe der Autorinnen für die Codierung der weiblichen Befindlichkeiten in Spiegelbildern“ (S. 295f.) thematisiert, und zwar mit dem Ziel, die einschlägigen Codierungsstrategien psychologisch, soziologisch und geschichtlich auf der Folie der Theorie zu explizieren und sie auf ihre Legitimität und literarische Präsenzformen zu hinterfragen, beansprucht sie, die Lücke zu schließen, die in der Fachliteratur klafft. Die Verfasserin untersucht die als Textkorpus ausgewählten Prosatexte österreichischer Autorinnen unter Einbeziehung der genderspezifischen Optik, was im ersten Kapitel der Arbeit in der kritischen Auseinandersetzung mit den theoretischen Quellentexten eine Fundierung findet. Vom ethischen und ästhetischen Funktionalisieren des Spiegelmotivs und der Spiegelmetapher in der Kultur und Literatur ausgehend, kommt Drynda zu formalen Aspekten dieses Verfahrens

und stellt den Spiegel in den Spannungsbogen der Tradition, die mit Platon beginnt und (vorläufig) bei Cyberspace endet. In der auf die Rolle des Spiegels fokussierten Befragung der Identitätstheorien (Freud, Lacan) hinsichtlich ihrer tragenden Rolle im feministischen Diskurs (Cixous, Kristeva, Irigary) gewinnt der theoretische Ansatzpunkt seine Profilierung. Bei der im Titel dieses Teils angesagten „Spurensuche“ (S. 298) gelangt Drynda zum Kern der spekulativen und begrifflichen Fragestellung ihrer Arbeit. Er liegt im Aufzeigen der (Wechsel-)Beziehungen zwischen „feministischen Konzepten im Umfeld der zweiten Frauenbewegung“ (S. 299) und der österreichischen Gegenwartsprosa von Frauen, wobei Drynda die Eigenart und die Sonderstellung der Österreicherinnen mit Rekurs auf sprachkritische und emanzipatorische Traditionen verteidigt. In den analysierten Texten denunziert der Spiegel die inhumanen Praktiken einer „Vergegenständlichung und Instrumentalisierung des weiblichen Körpers, den Ausbau symbolischer Systeme, die Frauen zum dürftigen Spiegel des Mannes machen und von ihr verlangen, sie schminke sich die gewünschte(n) Rolle(n) zurecht, oder aber sie in einen gesellschaftlichen sozialen Kontext zwingen, wo es vor lauter Spiegeln spukt“ (S. 300). Die desillusionierende Erkenntnis vollzieht sich simultan mit Selbstfindungsversuchen der Frau vor und im Spiegel. Diese Grundannahme wird von Drynda zum strukturierenden Aufbauprinzip ihrer Studie erhoben, die sich bei der Erforschung des

Themenkomplexes Spiegel-Frauen „an der symbolischen Entfernung vom Spiegel, die immer weitere Dimensionen des Hintergrunds mitzureflekieren erlaubt, [orientiert]“ (S. 300).

Die sich an den theoretischen Teil anschließenden drei substantiellen Kapitel der Studie sind durch ihre Überschriften als solche ausgewiesen. Der jeweils triadische Titel mit den sich wiederholenden Elementen Frau und Spiegel weist mit dem dritten Begriff auf die im Zentrum der Untersuchung stehende Koordinate der weiblichen Identität/einer Frauenexistenz voraus. Die erste konstitutive Koordinate des Frauen(spiegel)bildes ist somit der Körper. Die Interpretation der Prosawerke von I. Aichinger (*Spiegelgeschichte*, 1948), B. Frischmuth (*Die Klosterschule*, 1968) und E. Jelinek (*Die Liebhaberinnen*, 1975) enthüllt ihn als Instanz des Geschlechts. Der Frauenkörper als sexueller Körper wird als Objekt entschleiert, sei es durch die „Auflösung“ des Körpers (der Tod der Protagonistin, S. 301), die „Fragmentierung des Körpers“ (die Disziplinierung der Protagonistin), die „Destruktion des Körpers“ (der Wertverlust der Protagonistin). Dryndas Analysen demaskieren die Suche der Frauen nach dem sexuellen Körper als Verlustgeschäft. In direkter Fortsetzung der Beschäftigung mit dem Körper wendet sich die Untersuchung dem „schöne[n] Körper“ zu (vgl. S. 118-130) und entlarvt die Gewalt des Spiegels. Die Texte aus der Feder I. Bachmanns (*Probleme Probleme*, 1972), M. Streeruwitz' (*Jessica 30.*, 2004) und B. Balakas (*Der langangehaltene Atem*, 2000) sind um das verführerische Versprechen des Spiegels, mit der äußeren Schönheit die Defizite des Selbstbildes überspielen zu können, zentriert. In der Suche nach Sinnlichkeit und Sinn fallen Protagonistinnen dem

Spiegelterror zum Opfer. Die Folgen des körperfixierten Schönheitswahns werden anschließend geschildert. Drynda greift nach Texten, in denen der „weggehungerte Körper“ (vgl. S. 131-140) im Gestus der Verweigerung des Spiegelbildes im Zentrum steht. Sowohl bei L. Stift (*Stierhunger*, 2007) als auch bei B. Galvagnis (*Melancholie*, 1997) und der nur kurz erwähnten H. Flöss (*Dürre Jahre*, 1998) sind es Essstörungen, in denen sich der Kampf der Protagonistinnen „mit der Materialität des eigenen Körpers“ (S. 132) vergegenständlicht. In Anlehnung an die neuesten Studien geht Drynda auf die Formen der Negierung des Frauenkörpers ein. Indem sie ihre Ursachen u. a. in den Missentwicklungen der Medienkultur antizipiert, verleiht sie ihrer Arbeit einen gesellschafts- und zeitkritischen Aspekt. Diese Deutungsmuster sind auch für den vorletzten Teil dieses Kapitel prägend, der dem alten Körper und der Angst angesichts der materialisierten Vanitas-Erfahrung gewidmet ist. Der Spiegel in seiner physikalischen Funktion konfrontiert den Betrachter mit seiner zweidimensionalen Abbildung, in seiner ontologischen Funktion aber, so wie ihn die Protagonistinnen der von Drynda vorgestellten Romane erleben, wird er für den Betrachter zum Vehikel, das ihn an die Pforten des Todes mitnimmt und damit die dritte Dimension, die Zeit, ins Spiel setzt. Drynda pointiert dies wie folgt: „Geist und Körper treten, die Todeserfahrung vorwegnehmend, auseinander und werden durch Reflexion wiederverbunden.“ (S. 151) Diese These gilt gleichermaßen für die Protagonistinnen von M. Streeruwitz' *Entfernung* (2006) sowie M. Schreiners *Buch der Enttäuschungen* (2005), *Haus, Friedens, Bruch* (2007), wie auch für die Leser. Mitreflektiert werden bei der vor-

Rezensionen

geschlagenen Analyse die altersbezogenen Ansichten von S. Bovenschen, S. de Beauvoir, J. Améry und R. Klüger. Der universalen, d.h. der geschlechtsneutralen Erfahrung der Marginalisierung im und durchs Alter, wird die auf die feministische Erkenntnis zurückzuführende gegenübergestellt, dass der prekäre Verlauf des Alterungsprozesses bei Frauen und ihr durch den Verlust der biologischen Funktion ansetzender gesellschaftlicher Abstieg auf die Reduktion der Frau auf ihren Körper zurückzuführen ist. „Fragen an den Spiegel: wo endet ein Körper?“ (S. 151) schließen (und eröffnen) die Auseinandersetzung mit diesem für den ganzen Band ausschlaggebenden Aspekt der Ich-Konstitution und Ich-Konstruktion. Mit der Analyse von S. Grubers Roman *Über Nacht* (2007), die sich mit dem Rekurs auf Foto- und Filmkunst gattungsgrenzenüberschreitend und -erweiternd zeigt, folgt Drynda der Schriftstellerin auf eine Terra incognita. Die Bedeutung der Organtransplantation für die Identitätsproblematik ist bis dato noch nicht in allen Facetten erschlossen. Somit versteht sich dieser auf Arbeiten von C. Fliedl und Ch. Gürtler, aber auch auf Thesen von S. Sontag zurückschauende Interpretationsvorschlag als innovativ. Im dritten Kapitel ist der Betrachtungsabstand vor dem Spiegel größer. Wenn weiterhin eine private Annäherung an den eigenen Körper im Fokus bleibt, dann ist dies eine „Konfrontation der intimen, introspektiven mit den mimetischen, die gesellschaftliche Akzeptanz erheischenden Blicken“. M. Haushofers *Tapentür* (1957), B. Schwaigers *Wie kommt das Salz ins Meer* (1977), A. Mitgutschs *In fremden Städten* (1992), E. Schlags *Das L in Laura* (2003) und L. Mitschkulnigs Erzählung *Harmonielehre* (1998) bilden im ersten Unterkapitel die-

ses Teils das Corpus Delicti. Alle fünf analysierten Prosatexte betreffen die Eheproblematik. Die Ehefrauen, denen man hier begegnet, finden im Spiegel entweder ein klischeehaftes Musterbeispiel von Ehefrau, jenes wohlbekannte gesellschaftliche Etwas, lediglich eine Wunschvorstellung, einen Leerraum oder aber das Gesicht ihres Mannes vor. Mit der Auswahl der Texte und durch eine konsequent dem methodischen Ansatz des Bandes verpflichtete Interpretation will Drynda die Rolle der Ehefrau im Hinblick auf die Institution/Instanz Ehe diskursivieren und trägt so den in der feministischen Forschung problematisierten Gesellschaftsbildern Rechnung. Vor den „tödliche[n] Spiegel“ (vgl. S. 175-193) stellt Drynda in ihren Ausführungen die Geliebte. In den Interpretationen zu I. Bachmanns *Malina* (1971), E. Jelineks *Gier* (2000) und L. Faschingers *Magdalena Sünderin* (1995) rückt der bedingungslose Liebesanspruch der Frau in den Vordergrund. Während die Liebe nicht mehr als Voraussetzung einer Ehebeziehung in einer immer zynischer werdenden, konsumorientierten Gesellschaft gilt, sucht sie sich einen Freiraum, den sie in der Sehnsucht nach Beziehung und nach Erfüllung antizipiert. Drynda greift hier zu drei spektakulären Texten, für deren Protagonistinnen das Bedürfnis nach Liebe konstitutiv ist. Diese ist einmal total und metaphysisch, das andere Mal rationalisiert, dann wieder spielerisch mit karnevaleskem Nachklang. Gemeinsam ist den o.g. Romanen die Todesaffinität der Liebe. In diesem Zusammenhang weist die Verfasserin der Studie auf die Männeraugen als lebensspendenden Spiegel hin, der es alleine vermag, die Frau einer Nichtexistenz zu entreißen. Nach den Analysen zu den Rollen als Ehefrau und Geliebte werden die komplizierten

Wechselbeziehungen zwischen Müttern und Töchtern untersucht. Zwei österreichische Klassiker werden in diesem Unterkapitel ausgelotet: A. Mitgutschs *Die Züchtigung* (1985), E. Jelineks *Klavierspielerin* (1983) und als Pendant C. Soras *Leben zwischen den Seiten* (2000). Indem Drynda den psychologischen und soziologischen Konzeptualisierungen gemäß nach Eva Illouz in der Familie „eine Metapher für das Verständnis der Pathologien des Selbst“ (S. 194) einzieht, spüren ihre Analysen die innerfamiliären Machtmechanismen auf. So erkennt sie die Mutter-Tochter-Beziehung in den Anfang der 80er Jahre veröffentlichten Romanen als traumatisch, da die Töchter sich von den ihnen anerzogenen Verhaltensmustern, die sie zu einer Hassliebe ihren Henkerinnen gegenüber verurteilt, nicht befreien können. In den späteren Texten lässt diese Spannung nach, oft werden Mutter und Tochter einander zu Spiegelbildern. Mit der Rolle der Künstlerin wird ein neuer Raum betreten, ein Raum, in dem im Titel genannte „mimetische Wettkämpfe mit dem Spiegel“ (vgl. S. 207-233) ausgetragen werden. Sowohl in M. Haushofers Roman *Die Mansarde* (1969) als auch in A. Mitgutschs *Das andere Gesicht* (1986) und *Haus der Kindheit* (2000) ist das weibliche Ich innerlich zerrissen, denn „[i]m Brennpunkt des Interesses der Künstlerinnenromane [stehen] einerseits weibliche Lebenswirklichkeiten, andererseits die Repräsentationen weiblicher Kreativität“ (S. 218). Die Analysen dieses Kapitels sind ein Impuls der vertieften Auseinandersetzung mit Fragen der Ästhetik, was besonders im Fall des Romans *Unsichtbare Fotografin* (2008) von E. Reichart zum Vorschein kommt. Ansichten von C. Korsmeyer, R. Cornejo und S. Sontag im Dialog mit grundsätzlichen

Fragestellungen der Ästhetikdebatte seit Kant beglaubigen die auf Spiegelmotivik bezogenen Thesen der Verfasserin.

Noch ein Schritt zurück und die Gesichter im Spiegel multiplizieren sich. Im vierten Kapitel wird die österreichische Gesellschaft inspiziert mit der Diagnose einer „kollektive[n], kommunikative[n] und kulturelle[n] Amnesie“ (vgl. S. 235-261). Die Brisanz, mit der in den Texten von I. Bachmann *Malina* (1971), A. Mitgutsch *Abschied von Jerusalem* (1995), E. Reichart *Komm über den See* (1988), *Das Haus der sterbenden Männer* (2005) und im Spätwerk I. Aichingers *Film und Verhängnis* (2001) zur Gedächtnisarbeit aufgefordert wird, ist proportional zum Umfang der ‚historischen Unterschlagung‘ der Wahrheit. Und diese holt die vergessenen/verdrängten Bilder von vielfältigen Formen der weiblichen (Mit-) Täterschaft in den Vordergrund. Angesichts der heute von Assmann zu wichtigen Identitätskoordinaten erhobenen Kategorien des kollektiven und kulturellen Gedächtnisses gewinnen die Ausführungen Dryndas einen besonderen Stellenwert als Argumente auf der Seite jener, die in der Hinterfragung der Vergangenheit (z. B. als Familiennarrative) eine Zukunftsvoraussetzung erblicken nach dem Motto, die Wahrheit ist den Menschen zumutbar. Dabei führt die Posener Germanistin Beispiele für den engen Zusammenhang zwischen der Spiegelsymbolik und der Erinnerungsarbeit an und deutet diesen im Sinne der „Interdependenz von Memory- und Genderdiskurs“ (A. Rutka) und postuliert die These von Erinnerung als einer Form der aktiven Wirklichkeitskonstruktion. Das trifft auch auf die defensive Erkenntnis im Titel des anschließenden Unterkapitels zu: „dieses Wir gibt es nicht“ (vgl. S. 261-280). A. Reitzers Roman *Unter uns*

(2010) und K. Röggas *wir schlafen nicht* (2004) spiegeln eine Gesellschaft wider, die man als unbeabsichtigtes Endprodukt der Individualisierungsprozesse bezeichnen könnte, was Drynda wiederum auf der Folie der von Zygmunt Bauman bedeutungsträchtig als „flüchtige Moderne“ bezeichneten Erfahrungswelt darstellt. Die soziologisch orientierten Analysen zeigen ein (Frauen-)Ich in seiner Zersplitterung – was optional als Desaster oder Potential zu deuten ist.

Mit dem kürzesten, fünften Kapitel des Bandes folgt der Leser den „[w]eiblichen Blicken[n] auf Männer vor dem Spiegel“ (vgl. S. 281-294). Entsprechend der feministischen Perspektive in einer subversiven Geste etabliert sich nun die Frau auf der Position der Betrachterin, während der „einstige [...] Alleinherrscher im Spiegel“ (S. 282) verharrt. In A. Mitgutschs *Haus der Kindheit* (2000), M. Schreiners *Haus, Frauen, Sex* (2001) und M. Streeruwitz' *Kreuzungen* (2008) wird den männlichen Protagonisten ein Spielraum eingeräumt. Im Zerspiegel falscher Vorsätze wird das im Vorfeministischen auf Dichotomie aufbauende Männlichkeitsprinzip mal dem Mitleid, mal der Lächerlichkeit, mal dem Abscheu preisgegeben. Die auf Standardwerke zum Männlichkeitsdiskurs gestützten Ausführungen Dryndas fügen sich in den aktuellen Forschungsstand ein und bereichern ihn mit Argumenten für die Heterogenität der Männlichkeitsstruktur.

Der letzte „(resümierende) [...] Rückspiegel“-Blick (S. 295) versteht sich als eine Bilanz, deren Achse in diesem Teil der Arbeit Zitate aus M. Hartwig *Das Weib ist ein Nichts* (1929) markieren. Mit dem direkten Hinweis auf ihre metaphorische Taufpatin sowie auf Elisabeth Freudlingers titelhafte *Spiegelfrau* veranschaulicht die Forscherin konsequent die

Kontinuität des Spiegelmotivs in der Literatur der in Österreich schreibenden Frauen. Die hier noch einmal vor dem Hintergrund der Kultur- und Literaturgeschichte, der feministischen Debatte und der österreichischen literarischen Tradition explizit genannten Codierungsstrategien der Frauen-Spiegel-Bilder in Texten österreichischer Autorinnen der Gegenwart dokumentiert die sehr gut fundierte und wissenschaftlich tiefgründige Vorgehensweise von Joanna Drynda. Die auf 34 Seiten aufgezählte Sekundärliteratur lässt keine Zweifel an dem ideellen Umfang des Entwurfs, zumal die Liste alle themenrelevanten anerkannten Bearbeitungen und neueste Forschungsergebnisse berücksichtigt; darüber hinaus beinhaltet sie Einzelstudien zu den im Band besprochenen Autorinnen und ihren Werken. Stellt man sich als Leser die Frage, ob Drynda den ambitionierten Plan, die in der Forschung klaffende Lücke zu schließen, erfüllt hat, muss man sie unparteiisch bejahen. Denn sie hat sich in der germanistischen Forschung mit dem Band *Schöner Schein, unklares Sein: Poetik der Österreichkritik im Werk von Gerhard Roth, Robert Menasse und Josef Haslinger* (2003) längst einen Namen gemacht und als Herausgeberin von Sammelbänden zur Identitätsproblematik, mit dem letzten *Zwischen Aufbegehren und Anpassung: poetische Figurationen von Generationen und Generationenerfahrungen in der österreichischen Literatur* (2012), profiliert. Sie legitimiert erneut ihre Fachkompetenz als Ergebnis einer langjährigen und vertieften Beschäftigung mit der österreichischen Literatur und Kultur. Sie hält die methodische Konsequenz durch und argumentiert aus der Gender-Perspektive, ohne sich der Gefahr einer Ideologisierung auszuliefern. Das spricht für die wissen-

schaftliche Qualität des klar strukturierten Bandes *Spiegel-Frauen*; nicht zuletzt ist es aber auch die Sprache, der unverfälschte Ton und klare Rhythmus, der die Argumentation so nachvollziehbar macht. Die von Drynda eingeschlagene Richtung eines Rückschritts vor dem Spiegel dient einer Polarisierung der dargestellten Thesen. Während der fokussierte Körper als fester Bezugspunkt der Analysen stets angerufen wird, umfasst die Perspektive immer neue, allgemeinere Aspekte des Frauseins. Das lässt Fragen aufkommen: Was würde passieren, wenn wir uns noch einen Schritt zurückwagen würden? Drynda lässt dies offen, und damit lädt der Band zur Reflexion über die Beschaffenheit der Frauen- und ‚Spiegel‘-Konstruktionen ein. Der Band kommt den Fragestellungen der genderorientierten Literaturwissenschaft (Weiblichkeitsbilder), der klassi-

schen Literaturtheorie (Motivforschung) und der österreichischen Literaturgeschichte (Studien zu einzelnen Autorinnen) entgegen. Demnach erscheint er als beachtlicher Beitrag zur international angelegten germanistischen Forschung, und als solcher sollte er in universitären Literaturkursen, speziell zur österreichischen Literatur, sowie auch in den Gender-Studies-Studiengängen auf die Pflichtlektürelisten gesetzt werden. Für Literaturwissenschaftler und Kulturanthropologen, aber auch Leser, die aus anderen Disziplinen kommen, bleibt diese Abhandlung ohnehin ein anziehender Spiegel, vor den man sich voller Neugier freiwillig stellt, um das Wesen von Pendant und Double, Seitenstück und Doppelgänger, Gegenstück und Imitation zu erschließen. Wem begegnet unser Blick im Spiegel?

Joanna Ławnikowska-Koper, Częstochowa

KORYCIŃSKA-WEGNER, MAŁGORZATA (2011): *Übersetzer der bewegten Bilder. Audiovisuelle Übersetzung – ein neuer Ansatz*. Frankfurt (M.)/Berlin/ Bern u. a.: Peter Lang Verlag (=Posener Beiträge zur Germanistik 30). 218 S.

Im Gefüge der kulturwissenschaftlichen Subdisziplinen treffen die Film- und die Translationswissenschaft immer häufiger aufeinander. Auch das Buch der Posener Germanistin Małgorzata Korycińska-Wegner ist aus einer glücklichen Verbindung zwischen Übersetzungsforschung, Medienwissenschaft und den Studien zur Interkulturalität entstanden. Es kommt hier der interdisziplinäre Charakter sowohl des Untersuchungsgegenstands als auch der Perspektive der Forscherin deutlich zum Tragen. Die audiovisuelle Übersetzung als Transfer von gesprochenen

Dialogen (hier: Übertragung von Untertiteln) fällt zwar in die Zuständigkeit der Sprachwissenschaft, dennoch darf die Sprache im Film nicht isoliert von Bild, Dekor, Drehorten, Musik u. dgl. betrachtet werden. Diese außersprachlichen Elemente transportieren bestimmte Kulturspezifika, die das Verstehen des übersetzten Films durch zielsprachige Zuschauer potentiell erschweren können. Eine Untertitelung als Forschungsgegenstand macht wie kaum ein anderes Translat die Notwendigkeit deutlich, die translationswissenschaftliche Analyse über linguistische

Instrumente hinaus um intermediale und interkulturelle Kategorien zu erweitern. Korycińska-Wegner entwickelt ein Modell, das die audiovisuelle Übersetzung ganzheitlich, d. h. unter Berücksichtigung der Intermedialität des filmischen Kunstwerks, auffasst und den Translator durch die übersetzungsrelevante Filminterpretation bis zur Abfassung des Translats geleitet. Das Modell soll auch bei professioneller Übersetzungskritik Anwendung finden. Im Mittelpunkt der Erwägungen steht der Filmübersetzer als Metarezipient, der den Film emotional erlebt, subjektiv und intuitiv interpretiert, vor allem aber ganzheitlich – über die einzelnen Szenen hinaus – **versteht**. Beim Translator muss der Verstehensprozess im Rahmen einer systematischen, methodologisch fundierten Selbstreflexion ablaufen. Da der Film „mehr als die Summe seiner Zeichen und Zeichenrelationen“ (S. 13) darstellt, bieten – so die Autorin – filmsemiotische, der Sprach- und Literaturwissenschaft entlehnte Modelle, die auf die Zerlegung des Films in einzelne kinematographische Verfahren hinzielen, dem audiovisuellen Übersetzer keine brauchbaren Hilfsmittel. Dem Prozess des Verstehens, der den übersetzerischen Einzelentscheidungen vorausgeht und auf den diese ständig rückbezogen werden, trägt der **hermeneutische Ansatz** Rechnung, den man in der Translationswissenschaft vor allem mit dem Namen Radegundis Stolze verbindet. Das Modell von Korycińska-Wegner basiert auf Stolzes Kategorien, wird allerdings um filmwissenschaftliche Begriffe erweitert. Der erste von den drei Hauptteilen des Buches („Die bewegten Bilder zu Papier bringend – das Drehbuch als künstlerischer Gestaltungsplan des Films“) hat einen filmtheoretischen Charakter. Die Autorin bespricht hier die „unscharfe Poe-

tik“ (S. 17) des Drehbuches: den Sonderstatus filmischer Dialoge, den narrativen Raum und die Erzählperspektive, die im Film durch das Kameraverhalten und die Montage gestaltet werden.

Im zweiten Hauptteil („Der hermeneutische Ansatz in der audiovisuellen Übersetzung“) wird die hermeneutische Orientierung in der Translationswissenschaft mit konkreten Problemen des Filmübersetzens verschränkt: mit den Kürzungsstrategien bei Untertiteln, mit der Wiedergabe von Kulturspezifika und Sprachvarietäten. In Anlehnung vor allem an Stolze geht die Autorin von der Vorstellung eines Translators als „emotionale[s] und zugleich kognitive[s] Wesen“ (S. 51) aus. Die Erkenntnis der Individualität, Übersummativität und Multiperspektivität der Übersetzungsvorlage im subjektiven Verstehensprozess bedarf „der kritischen Nachprüfbarkeit anhand textlinguistischer Mittel“ (S. 53). Als Ausgangspunkt einer linguistisch basierten Selbstreflexion des Übersetzers eignet sich insbesondere das Rohdrehbuch: „[...] ein Text mit exakt ausformulierter Handlung und dem komplett integrierten Dialog sowie mit der vorläufigen Beschreibung von Architekturräumen, Einstellungen und Montage“ (S. 50), das es dem Translator erlaubt, die Übersummativität und Multiperspektivität der Textzeichen zu erkennen – d. h., die einzelnen Szenen als Teile des Ganzen aufzufassen und über ihren Stellenwert im gesamten Film zu reflektieren. Die textlinguistischen Analysekatoren, die Korycińska-Wegner von Stolze übernimmt und der audiovisuellen Übersetzung anpasst, dienen dem Translator als Bezugsgrößen in der Phase des Verstehens und der Formulierung des Translats, dem Kritiker dagegen bei der Bewertung der Übersetzung. Dazu gehören (S. 78f.): die **Form des Drehbuchs**

(dramaturgischer Aufbau: Genre, Thema, Konfliktebenen, Figurenkonstellationen, Struktur) sowie dessen **Stil** (Individualästhetik des Regisseurs, die in der Filmsprache zum Ausdruck kommt). Anschließend empfiehlt Korycińska-Wegner eine **kritische Nachprüfung** der gewonnenen Erkenntnisse über das filmische Original anhand der Biographie des Drehbuchautors/Regisseurs und der Rezeptionsgeschichte des Films. Außerdem sollte der audiovisuelle Übersetzer die **Begrifflichkeit** (wiederkehrende Bedeutungsmerkmale der Wörter) und die **Pragmatik** (Textfunktion und Diskursfeld der Figuren) des Films beachten, in denen sich dessen Leitgedanken und Weltbild widerspiegeln. Schließlich wird die übersetzungsrelevante Textsituierung dadurch ermöglicht, dass man den **Aussagemodus** (die Perspektive, von der aus die im Film berührte Thematik geschildert wird, sowie die Individualästhetik des Filmautors) berücksichtigt. Die angeführten Kategorien bilden eine Art Leitfaden mit dem Ziel, „die Textaspekte aufzuspüren, die die Einzigartigkeit des jeweiligen filmischen Kunstwerkes ausmachen und deren Nichterkennen zu einem Sinnverlust in der Übersetzung führen kann“ (S. 81). Sie ermöglichen dem Translator gleichsam einen Blick aus der Vogelperspektive und liefern ihm „Formulierungsanstöße für die Textproduktion“, so dass nach dem Überblick über das Textganze „die Rückkehr zur mikrotextuellen Perspektive“ (S. 81) der translatorischen Einzellösungen erfolgt.

Im dritten Hauptteil („Im Spannungsfeld: Drehbuch – filmisches Kunstwerk – Übersetzung“) wird das Modell praktisch umgesetzt. Das Analysematerial bilden die deutschen Dialoglisten und die polnischen Untertitel zu drei Filmen, die sich mit der DDR-Thematik auseinanderset-

zen: *Sonnenallee* (1999, Regie: Leander Haußmann), *Good bye, Lenin!* (2003, Regie: Wolfgang Becker) und *Das Leben der Anderen* (2006, Regie: Florian Henckel von Donnersmarck). Im Vorfeld der Untersuchung wird die Geschichte des neueren deutschen Films unter besonderer Berücksichtigung filmischer DDR-Porträts skizziert. Es taucht die Frage auf, welche Konstruktionen der DDR-Vergangenheit das deutsche Kino nach der Wende vermittelt. Da Spielfilme „aufgrund ihrer mehrfach kodierten Materialität aus Bildern, Texten und Tönen [...] es sich erlauben können, mit Ambivalenzen, Assoziationen und Identifikationen zu spielen“ (S. 86), sind sie in der Lage, die ehemalige ostdeutsche Realität in verschiedenen Modi bzw. Genres darzustellen: nicht nur dramatisch (*Das Leben der Anderen*), sondern auch tragikomisch (*Good bye, Lenin!*) und als genuine Komödie (*Sonnenallee*). Im Hinblick auf die gemeinsame Thematik bei so unterschiedlicher Gattungszugehörigkeit und unterschiedlichem dramaturgischen Aufbau desselben Stoffes leuchtet die Wahl gerade dieser Titel ein.

Auf der Suche nach den Aspekten, die die Einzigartigkeit der drei Filme ausmachen, interessieren die Verfasserin vor allem Realia – Kulturspezifika, die für die DDR als soziokulturelles und historisches Phänomen typisch und „als Identitätsträger eines nationalen bzw. ethnischen Gebildes“ (S. 71) aufzufassen sind. Sie lassen sich nur begrenzt anhand der Dialoglisten allein herausfinden, vielmehr müssen hier das Rohdrehbuch bzw. das Filmbuch herangezogen werden. Kulturspezifika konstituieren in den Filmen Isotopieebenen, die die Textkohärenz stiften und in denen sich die **Begrifflichkeit und Pragmatik** des jeweiligen Films widerspiegeln. Auf der

Rezensionen

mikrotextuellen Ebene untersucht die Autorin anhand translatorischer Einzellösungen, inwiefern die Übersetzer die Isotopieebenen der Filme und die darin kreierte Weltbilder in den Untertiteln nachbilden. In *Good bye, Lenin!* werden Realien des ostdeutschen Alltags unter die Lupe genommen: Namen von Lebensmitteln, Möbelstücken, Institutionen, Gruß- und Anredeformen, gesellschaftliche Phänomene: Warteschlangen vor Lebensmittelgeschäften, das Sammeln von Rohstoffen. Sie dürften auch den polnischen Rezipienten aus der Zeit der Volksrepublik Polen erinnerlich sein, trotzdem werden nicht alle Begrifflichkeiten, die für die DDR-Alltagskultur stehen, adäquat wiedergegeben. Auslassungen und Vereinfachungen ergeben sich teils aus technischen Gründen (notwendige Kürzungen der Untertitel), teils aus dem Nichterkennen von Isotopieketten. In den Untertiteln zu *Sonnenallee* und *Das Leben der Anderen* wird das konnotative Potential derjenigen Begriffe analysiert, die als Träger einer weltanschaulich gebundenen Sprachvarietät fungieren: Floskeln im offiziellen Sprachgebrauch, Namen von politischen Organisationen, Parteien und Behörden, die Sprache der Geheimpolizei, der Partei und der kommunistischen Medien. Es wird untersucht, wie die über sprachliche, nationale (staatliche) und religiöse Zugehörigkeit definierte Identität der DDR-Bürger in den drei Filmen konstruiert und vermittelt wird und welche Rolle ein gemeinsamer Sozio- oder Dialekt dabei spielt (wobei festgestellt wird, dass gerade dia- und soziolektal markierte Aussagen in den polnischen Untertiteln einer Reduktion und Neutralisierung anheimfallen). Zum Schluss rückt der **Aus-sagemodus** – „die imaginäre Stimme des im Text Redenden“ (S. 179) – in den

Blickwinkel. Diese Stimme – ein Kommentar zu dem visuell Dargestellten – lässt sich u. a. in der Musik vernehmen, aber auch in Off-Kommentaren und einblendeten Archivbildern, die Schlüsselereignisse aus der Geschichte der DDR dokumentieren.

Das Buch von Korycińska-Wegner kann man aufgrund seines hohen praktischen Nutzwertes jedem audiovisuellen Übersetzer empfehlen. Die Posener Germanistin macht auf die Vielfalt der Hilfsmittel aufmerksam, die dem audiovisuellen Translator zur Verfügung stehen: Dialoglisten, Rohdrehbuch, Filmbuch. Es leuchtet ein, dass der Formulierung der translatorischen Einzellösungen ein holistischer „Blick von oben“ auf das filmische Kunstwerk vorausgehen soll. Allerdings darf der Translator dabei nicht im Bereich der eigenen Vermutungen, Assoziationen und subjektiven Eindrücke verbleiben. Die konkreten textlinguistischen und kulturwissenschaftlichen Instrumente, die Korycińska-Wegner vorschlägt und selbst erprobt, fügen sich zu einem praktikablen Leitfaden zusammen. Das Buch ist übersichtlich aufgebaut, die Argumentation der Verfasserin gut nachvollziehbar.

Allerdings tauchen nach der Lektüre einige Bemerkungen und Fragen zur weiteren Diskussion auf. Sie haben einen methodologischen Charakter und betreffen nicht allein die besprochene Monographie, sondern vielmehr die hermeneutische Orientierung in der Translationswissenschaft überhaupt. Der hermeneutische Zugang zur audiovisuellen Übersetzung ist sicher etwas Neues. Seinen innovativen Charakter will die Autorin nicht zuletzt dadurch bekräftigt wissen, dass sie „auf bestimmte, traditionelle Begriffe der Übersetzungstheorie, etwa Analyse oder Ausgangs- und Zieltext“ (S. 16) sowie

auf die Bestimmung „traditionelle[r] Äquivalenzrelationen“ (S. 81) explizit verzichtet. Dennoch erweisen sich diese Termini in der Praxis als unumgänglich. Die Untersuchung im dritten Teil basiert ja gerade auf der übersetzungsrelevanten Analyse der deutschen Filmdialoge und auf dem anschließenden Vergleich der einzelnen Aussagen (Ausgangstexte) mit den polnischen Untertiteln (Zieltexte). Auch von der textlinguistischen Kategorie der denotativen, konnotativen, formal-ästhetischen und textnormativen Äquivalenz von Werner Koller macht die Autorin oft Gebrauch (vgl. S. 146f., 174). Die Verwendung dieser Termini zeugt davon, dass die Translationswissenschaft längst über ihre eigene Sprache der wissenschaftlichen Beschreibung verfügt, die man so einfach nicht ablegen kann. Ein weiterer Einwand betrifft die Diskrepanz zwischen dem deklarierten Schwerpunkt der hermeneutischen Perspektive einerseits und der praktischen Übersetzungsanalyse andererseits. Im Zentrum des hermeneutischen Ansatzes soll nämlich der Translator als ein „historisch und sozial verwurzelte[s] Individuum in seiner Leibhaftigkeit“ (S. 51) stehen, aber in der wissenschaftlichen Beschreibung des Translats tritt er weitgehend in den Hintergrund. Diejenigen, aus deren Feder die polnischen Untertitel zu den drei besprochenen Filmen stammen, Andrzej Czółnowski (*Sonnenallee*), Magdalena Czartoryjska-Meier (*Good bye, Lenin!*) und Anna G. Celińska (*Das Leben der Anderen*), werden namentlich nur nebenbei genannt, ansonsten erscheinen sie in der Monographie allgemein als „Übersetzer“. Um den translatorischen Verstehensprozess und folglich die einzelnen Übersetzungslösungen nachzuvollziehen (wie es die Hermeneutik will), müsste man über den biographischen,

kulturellen und weltanschaulichen Hintergrund des Übersetzers genauso viel wissen wie über den Originalautor selbst. Erst dieses Kontextwissen würde den Kritiker berechtigen, Urteile über das besprochene Translat zu fällen. Im Fall der drei DDR-Filme erklärt die „soziale und historische Verwurzelung“ der jeweiligen Übersetzer, warum ihre Untertitel trotz mancher Mängel die Originaldialoge größtenteils adäquat wiedergeben: Die in den deutschen Filmen dargestellten Realien befremden polnische Rezipienten nicht, da die Volksrepublik Polen eine vergleichbare Alltagskultur hervorgebracht hat. Diese ist den polnischen Zuschauern (darunter auch den beiden Übersetzerinnen und dem Übersetzer) hinreichend bekannt – wenn nicht aus eigener Erfahrung, so doch aus Medien, Kulturtexten und mündlicher Tradierung. Die Parallelität der Kulturen und Weltbilder zwischen dem ostdeutschen und dem polnischen Kinopublikum erklärt auch weitgehend, warum die deutschen Filme in Polen so gut angekommen sind.

Aus diesen Bemerkungen ergibt sich die methodologische Schlussfolgerung, dass das Modell der übersetzungsrelevanten Filmanalyse in der von Korycińska-Wegner erarbeiteten Form für den Translator hilfreich ist, für die Zwecke des Übersetzungskritikers dagegen einer Korrektur bedarf: Die Phase der „kritischen Nachprüfung“, der die herausgefundenen Textmerkmale „im Spannungsfeld: Translator – Biographie des Filmautors – Rezeptionsgeschichte des Films“ (S. 80) unterzogen werden, müsste man um die Orientierungsgrößen „Biographie des Translators – Rezeptionsgeschichte des übersetzten Films“ ergänzen. Der Kritiker befindet sich nämlich nicht auf derselben Verständnisebene wie der Translator: Während die Autorin den Letzteren

Rezensionen

als „Meta-Rezipienten“ auffasst, wäre der Kritiker gleichsam ein „Meta-Meta-Rezipient“. Beim näheren Hinsehen fällt übrigens im analytischen Teil der Studie auf, dass man zwischen dem Blickpunkt des Translators und demjenigen eines Übersetzungskritikers nicht immer klar unterscheidet: Welches Filmverständnis ist das des Translators, der seine Vorlage wahrnimmt, und welches das Verständnis des Kritikers, der hauptsächlich nur über den Zieltext (die übersetzten Dialoge) verfügt? Dabei ist diese Verunsicherung des Lesers nicht unbedingt auf die Argumentation der Verfasserin zurückzuführen, sondern liegt im hermeneutischen Ansatz überhaupt begründet: Es fällt nicht leicht, die einzelnen Stufen des Verstehens sowohl im Akt der Translati-

on als auch in dessen wissenschaftlicher Beschreibung voneinander abzugrenzen, wenn das zu Verstehende sich durch Übersetzung verdoppelt.

Trotz der hier angemeldeten methodologischen Bemerkungen ist die Monographie von Korycińska-Wegner hoch zu schätzen, und zwar nicht nur als kompetenter Leitfaden für audiovisuelle Übersetzer. Es liegt eine begrüßenswerte interdisziplinäre Studie par excellence vor – ein mutiger Versuch, das bisher wenig erkundete Terrain der hermeneutisch orientierten Translationswissenschaft zu betreten. Das Buch ist eine Einladung dazu, das Potential dieses neuen Ansatzes an weiteren Beispielen zu erproben.

Katarzyna Lukas, Gdańsk

* * *

FEILKE, HELMUTH / LEHNEN, KATRIN (eds.) (2012): *Schreib- und Textroutinen. Theorie, Erwerb und didaktisch-mediale Modellierung*. Frankfurt (M.)/Berlin/Bern u. a.: Peter Lang Verlag (=forum Angewandte Linguistik 52). 239 S.

Die Besprechung des vorliegenden Sammelbandes stellt den Schreiber vor eine schwierige Aufgabe. Die Herausgeber des Bandes und die Autoren der Beiträge erkennen zum einen mit ihrem Fachwissen über wissenschaftliches Schreiben nicht nur die Absicht jeder noch so unbeholfenen Zeile, sondern sie könnten diese effektiver zum Ausdruck bringen. Zum anderen sind die einzelnen Beiträge des Bandes bezüglich der Segmentierung, Formulierungen, Terminologie und Darstellungskonsequenz in so überlegter und kompakter Weise verfasst, dass alles andere nur als mehr oder weniger gelungene individuelle Rezeptionsversuche und Routine-Abbrüche eingestuft und ausgelegt werden kann. Das

Vorwort des Bandes in Gänze zu zitieren, würde den Inhalt der nicht immer leichten Texte wohl besser verständlich machen, als sie zu referieren. Da jedoch ein Vorwort und eine Besprechung verschiedene Textsorten mit ihnen eigenen Zielen sind, muss der Versuch, den Band zu besprechen, gewagt werden.

Der Band handelt von der Kunst wissenschaftlichen Schreibens und ist inhaltlich wie formal das beste Beispiel solchen Schreibens, und zwar insgesamt und bezogen auf jeden der Beiträge. Als Ganzheit werden die wissenschaftlichem Schreiben als Prozess zugrunde liegenden diversen theoretischen Grundlagen diskutiert, wobei die Routine des Schreibens auch in diskurspragmatischen Zu-

Rezensionen

sammenhängen erörtert wird. Dies macht dem Leser die Mehrdimensionalität und Komplexität wissenschaftlichen Schreibens besonders deutlich und zeigt darüber hinaus die geschichtliche Perspektive seiner Erforschung. Eine komprimierte Darstellung des theoretischen Konzepts sprachlicher Routine findet der Leser vor allem im projektbezogenen Leitbeitrag von Helmuth Feilke und in der forschungsgeschichtlich breit angelegten Darstellung von Jan Weisberg. In den übrigen Beiträgen sind die theoretischen Überlegungen stärker auf einzelne praxisorientierte Probleme zugeschnitten und beleuchten diese sachlich und methodologisch detailliert. Daher sind diese Beiträge auf die für die Praxis relevanten konkreten Routinen, Verfahren, Formulierungen und ihre didaktische Umsetzung als gezielte Illustration theoretischer Auslegungen konzentriert. Die neun Beiträge des Bandes verbindet das theoretische Konzept und die begrifflich-terminologische Darstellung der Text- und Schreibroutinen, was ihre ganzheitliche Rezeption ermöglicht. Das Vorwort erleichtert den Einstieg in die komplexe Materie und baut zugleich die zum Lesen notwendige Spannung auf.

HELMUTH FEILKE stellt im einleitenden Beitrag, *Was sind Textroutinen? Zur Theorie und Methodik des Forschungsfeldes* (S. 1-31), seine Theorie in fünf Schritten vor. Zuerst schildert er kurz die soziale Verankerung der Routinen und den forschungsgeschichtlichen Rückblick auf Routinen als soziale Handlungsmuster und als Kompetenz. Daraus geht hervor, dass „sich heute der Aufbau sprachlicher Routine auf allen sprachlichen Ebenen als zentrales Kompetenzmerkmal [erweist]“ (S. 5). Nach einer Phase der Konzentration auf mündliche Routinen tritt die vor allem mit der Theorie des

Formulierens von Gerd Antos verbundene schriftliche Routine in den Vordergrund, weil sie u. a. die Formulierungsarbeit entlastet und die Verstehensleistung erhöht. Nachdem Feilke sechs überzeugende „Motive für konzeptionell schriftliche Routinebildung“ (S. 6) vorgeführt hat, wendet er sich im dritten Schritt dem Aufbau literaler Kompetenz und Routine zu und unterscheidet zuerst zwischen Schreib- und Textroutinen. Die Schreibfähigkeit umfasst die sozial-kognitive, die schreibstrategische und die Textkompetenz. Der vierte Schritt enthält eine Definition der Textroutinen (TR) und die Beschreibung ihres Aufbaus mit sechs Bestimmungsmerkmalen: TR sind textkonstituierende Prozeduren, sie indizieren Typen sozialer Sprachhandlungen, haben genre-konstitutives Potenzial, sind salient aufgrund rekurrenter Kookkurrenz, sind ein sprachliches Mehrebenen-Phänomen und funktional als wichtige Kontextualisierungshinweise zu verstehen. Instruktive Grafiken mit Textbelegen verdeutlichen den mehrschichtigen Aufbau der Textroutinen. Im Weiteren werden kurz vier Verfahren zum methodischen Ermitteln und Beschreiben von Textroutinen dargestellt und abschließend ein nicht-routiniert und ein routiniert verfasster Text miteinander verglichen.

Dem Aufbau von Textroutinen als Komponenten der Textkompetenz gehen die Autoren der nächsten drei Beiträge nach, indem sie ein Schreibarrangement und zwei Programme zum computergestützten wissenschaftlichen Schreiben vorstellen: das Schreib-Kontroversen-Labor SKOLA und das *escribo*-Programm. KATHRIN LEHNEN (*Erwerb wissenschaftlicher Textroutinen*, S. 33-60) zeigt am Beispiel der Einleitungen wissenschaftlicher Arbeiten (hier zu Seminararbeiten), dass „der Weg erfolgreichen Kompe-

tenzerwerbs über das Zeigen und Verfügbarmachen geeigneter Mittel [führt], über die sich Funktionen wissenschaftlicher Textproduktion erschließen lassen“ (S. 38), wobei diese Mittel in prozessbezogene unterteilt werden, „die das Organisieren und Durchstehen des Schreibprozesses unterstützen“, und produktbezogene, „die sich auf die sprachliche Gestaltung des Textes beziehen“ (S. 38). Wichtig für den Kompetenzerwerb sind realitätsnahe Handlungsbedingungen und eine auf Reflexion und Diskussion basierende „gezielte Auseinandersetzung mit guten Textbeispielen“ (S. 57). Der Beitrag von MARTIN STEINSEIFER, *Schreiben im Kontroversen-Labor. Konzeption und Realisierung einer computerbasierten Lernumgebung für das wissenschaftliche Schreiben* (S. 61-82), geht von einer komprimierten Beschreibung der theoretischen Konzeption des Erwerbs wissenschaftlicher Textkompetenz aus, die sich – ähnlich wie bei Lehnen – auf Feilkes Konzept sprachlicher Routine stützt, und stellt anschließend die Umsetzung in ein didaktisches ‚Blended learning‘-Programm zu kontroverserem Schreiben vor, das zwei Grundprinzipien, „das Verständnis von Schreib- und Textroutinen durch Vormodellieren des Textproduktionsprozesses zu fördern“ und „das Reflektieren bestimmter Qualitäten der Textprodukte zu unterstützen“ (S. 62), folgt. Die Arbeit mit diesem Programm wird schrittweise gezeigt und ausführlich erläutert. Den Ausgangspunkt des von ANTJE PROSKE in ihrem Beitrag, *Können computerbasierte Trainingsaufgaben Text- und Schreibroutinen beim wissenschaftlichen Schreiben fördern?* (S. 83-100), beschriebenen *escribo*-Modells bildet die Feststellung, dass zum (wissenschaftlichen) Umgang mit Texten inhaltliches, sprachliches, pragmatisches und prozedurales Wissen

gehören. Da das prozedurale Wissen auf die vorangehenden drei Wissensarten „zugreift, ist ein systematischer Wissenserwerb die Grundlage für die Entwicklung und damit auch den Einsatz von Schreib- und Textroutinen“ (S. 83). Das computerbasierte *escribo*-Programm ist nach den Teilaufgaben Orientieren, Sammeln, Planen, Übertragen und Überarbeiten geordnet und vermittelt den schreibenden Studenten entsprechende Wissensbasen, wobei es sie in der Wahl entsprechender Sprachmittel unterstützt, die sie später auch selbständig wiederholen und verarbeiten können. Illustrationen gespeicherter Karteien verdeutlichen den so unterstützten Schreibprozess. Der Vergleich der erzielten Ergebnisse mit denen einer Kontrollgruppe ohne Computerunterstützung zeigt die Grenzen wie auch die Vor- und Nachteile des Programms. Die Entfaltung mündlicher und schriftlicher Routinen bei Gymnasialschülern analysiert MONIKA DANNERER am Korpusmaterial zu Erzählanfängen und Abschlüssen im Beitrag *Routiniert vom ersten bis zum letzten Satz? – Die Rolle von Textroutinen in der Erzählentwicklung von Jugendlichen* (S. 101-124). Die Autorin zeigt, dass zwischen individuellen und kollektiven Routinen unterschieden werden muss und dass diese „ungesteuert erworben, gesteuert gelernt, bewusst trainiert [werden]“ (S. 103). Mit dem Erwerb von Routinen wird das Erzählen flüssiger und sicherer. Es entstehen längere Texte mit stärker vorgeformten Anfängen und zugleich individuellen, variablen Abschlüssen. Allein schriftliche Routinen fokussiert die empirisch angelegte Studie von OLAF GÄTJE / SARA REZAT / TORSTEN STEINHOFF, *Positionierung. Zur Entwicklung des Gebrauchs modalisierender Prozeduren in argumentativen Texten von Schülern und Studen-*

ten (S. 125-153), die der Positionierung als „sprachliche Markierung der eigenen Meinung“ (S. 124) in argumentativen Texten nachgehen, indem sie auf die sach- und die reflexionsthematische Ebene eingehen und dabei zwischen impliziten und expliziten Positionierungsprozeduren unterscheiden. Der theoretischen Erläuterung folgt eine praktische Darlegung zur Entfaltung der Positionierungsprozeduren am Beispiel zweier Textkorpora. Die Langzeitstudie umfasst den Erwerb argumentativer Textroutinen von der ersten Klasse der Grundschule bis zum Studium. Sie dokumentiert einerseits den Übergang von verbalen (Transformation) zu nominalen (Transformation) Prozeduren mit gleichzeitiger Zunahme der kontextadäquaten Verwendung (kontextuelle Positionierung) und zeigt andererseits, dass „der Ausdifferenzierungsprozess von Positionierungsprozeduren [...] lebenslang [währt]“ (S. 147).

JAN WEISBERG geht in seinem theoretisch orientierten Beitrag, *IF Routine THEN Fluss ELSE Problem – Überlegungen zu Schreibflüssigkeit und Schreibroutine* (S. 155-193), von Routine im weitesten Sinne aus und schildert den Diskurs zu dieser bei einzelnen Forschern (u. a. Antos, Augst, Ehlich, Feilke, Fillmore, Ludwig, Ortner, Ossner, Steinhoff, Wrobel) mit allen Kontroversen und Auslegungen, um zu belegen, „dass aus Routine Flüssigkeit des Handelns folgt“ (S. 156) und ausbleibende Routinen Probleme auslösen. Aus diesem Grund sind nicht nur der Gebrauch, sondern vor allem der Erwerb von Routinen und dessen Erforschung „didaktisch hochrelevant“ (S. 157). In zehn Abschnitten werden Routinehandeln, Routinebildung, routinierbare Dimensionen in Schreibprozessen, Text- und Schreibroutinen und der Erwerb der Routinekompetenz diskutiert, spezifiziert

und auf ihre didaktische Relevanz hin überprüft. Dem theoretischen Beitrag Weisbergs folgen zwei praktisch ausgerichtete. JÖRG JOST zeigt in seinem Beitrag, *Textroutinen und Kontextualisierungshinweise* (S. 195-214), am Beispiel der in schulischen Beurteilungszeugnissen prototypisch verwendeten Abkürzung *m. E.* die kommunikative Aufgabe der Kontextualisierungshinweise bei der Textrezeption und -produktion als „Signalfunktion in der Kommunikation“ (S. 203). Der Analyse geht eine theoretische Erläuterung zu Form und Funktion der Textroutinen voraus, die der Autor in einem weitgefassten „pragmatischen Theorierahmen“ (S. 210) stellt, auf Konversationsmaximen von Grice und konversationelle Implikaturen von Levinson ausweitet, zu Kontextualisierungshinweisen von Gumperz übergeht und schließlich die Kontextualisierungsfähigkeit von Feilke als Teil der Textkompetenz thematisiert, die „eine Schlüsselkompetenz [...] für kommunikative Handlungsfähigkeit und damit für den schulischen ebenso zentral wie für den beruflichen Erfolg [ist]“ (S. 209). Der analysierte Ausdruck *m. E.*, als „Minimalausprägung als Resultat des Intersubjektivitätsgedankens der Wissenschaft“ (S. 203), ist aus einem breiten, skalar geordneten Inventar solcher textsortenbedingter Formulierungen gewählt. DANIEL PERRIN geht in seinem Beitrag, *La voie tranquille. Routine und Emergenz in Formulierungsprozessen als Service public* (S. 215-239), von einer statischen und einer dynamischen Auffassung der Formulierungsroutinen aus und zeigt am Beispiel einer gezielten Darstellungsstrategie bei der Nachrichtenproduktion, dass und wie erworbene Routinen und institutionelle Prozeduren die Arbeit der Journalisten erleichtern, aber diese auch in gewisse Zwänge brin-

gen. Deshalb müssen in Übereinstimmung mit der jeweiligen Medienpolitik für das Publikum schreibende Autoren auch zu einer bewussten „Aufhebung des Gewohnten“, der „prozedural verstandenen Routine“ (S. 217) fähig sein, um so ein bestimmtes, neues Ziel der Medienpolitik wirksam, aber unauffällig zu realisieren. Dies gelingt vor allem Autoren mit viel Text- und Welterfahrung. „Die Fähigkeit, emergente Lösungen zu finden, wird zur Schlüsselkompetenz einer Medienorganisation und ihrer Mitarbeitenden“ (S. 230) und somit zum Gegenstand profilierten Trainings. Der konsequent einheitliche Aufbau der einzelnen Beiträge mit dem inhaltlich-thematischen Überblick in der Einleitung, der homogenen inneren Strukturierung und Benennung der Einzelabschnitte und den resümierenden Schlussfolgerungen verdeutlicht die Theorie zu

Schreib- und Textroutinen und ihre Rolle nicht nur in der wissenschaftlichen Praxis, sondern in der Schreibpraxis im Allgemeinen. Die Beiträge zeigen, dass der Erwerb von Text- und Schreibroutinen von der (Text-)Rezeption zur (Text-)Produktion verläuft und sich ständig ausdifferenziert. Da die Einzelbeiträge wiederholt auf theoretische Grundlagen verweisen, entstehen gewisse Überlagerungen, doch auch sie tragen in ihrer Weise zur Festigung des Wissens über Schreib- und Textroutinen und zur (Weiter-)Entwicklung der Schreibfertigkeit bei, zumal das gleiche Problem meist unter verschiedenen praktischen Aspekten beleuchtet wird. Alle Beiträge stützen sich auf gewissenhaft zusammengestellte umfangreiche Literatur. Der Sammelband ist allen zu empfehlen, die mit der Produktion (und Rezeption) von Texten befasst sind.

Czesława Schatte, Poznań

MATERYNSKA, OLENA (2012): *Typologie der Körperteilbenennungen*. Frankfurt (M.)/Berlin/Bern u. a.: Peter Lang Verlag (=Danziger Beiträge zur Germanistik 41). 245 S.

Die Monographie von Olena Materynska stellt den Versuch einer Typologie der menschlichen „Körperteilbenennungen“ (Somatismen) mit den Mitteln der strukturellen Semantik dar. Das Ziel der Arbeit ist die semantische Untersuchung lexikalischer Einheiten aus der Gruppe der Körperteile bezeichnenden Lexeme. Den Schwerpunkt der Monographie bilden somit die Semantik von Somatismen und die „Erstellung einer semantischen Typologie, die Suche nach semantischen Universalien, die Feststellung der Gesetzmäßigkeiten in der Entwicklung der semantischen Wortstruktur, der Unterschiede im sprachlichen Weltbild [...] sowie die Entwicklung des lexikalischen Systems

in unterschiedlichen Sprachen“ (S. 15). Die typologische Studie stellt Somatismen aus elf Sprachen verschiedener Sprachfamilien zusammen, unter diesen indoeuropäische Sprachen wie Englisch, Deutsch, Spanisch, Lettisch, Ukrainisch, Russisch, altaische Sprachen wie Ewenkisch und Ewenisch, das finnisch-ugrische Mokschanisch, das paläoasiatische Niwchisch und letztlich das Japanische. Die Ausweitung des Materials auf elf Sprachen ermöglicht einen Vergleich von Somatismen in nur teilweise verwandten Sprachen, um zu prüfen, ob und wie weit die semantischen Merkmale der onomasiologisch ermittelten Lexeme vergleichbar sind. Der Schwerpunkt der

Untersuchung liegt dabei auf der Komplexität von Somatismen sensu largo, die in der Beschreibung ihrer Polysemie, Herkunft, Häufung, Erst- und Zweitbedeutung einerseits und in ihrem standard-, fach- und umgangssprachlichen Potential andererseits erfassbar ist.

Die Monographie referiert wesentliche Arbeiten zur typologischen und strukturellen Semantik. Die Autorin betont, dass die lexikalische Typologie einer Gruppe von Lexemen nicht allein die Untersuchung ihrer strukturellen und semantischen Eigenschaften zum Ziel hat, sondern auch der Ermittlung semantischer Regularitäten und eventuell sogar Universalien bedarf. Als charakteristische Eigenschaft der Semantik von Somatismen betrachtet die Autorin die Polysemie der Lexeme dieser Gruppe. Die Metaphorik und Metonymie der Somatismen lässt deren Bezug auf andere Größen zu wie etwa bei der Übertragung der Primärbedeutung von *Rippe* und *Fuß* auf die *Rippe* (einer Schokoladentafel) oder den *Fuß* (eines Berges), die in bestimmtem Kontext entsprechend assoziiert werden.

Die untersuchten Somatismen betrachtet die Autorin als geschlossene heterogene Klasse von Lexemen. Ihrer Untersuchung unterliegen lediglich zum Grundwortschatz der berücksichtigten Sprachen gehörende „sichtbare“ (S. 19) Körperteile. Interessant scheint dabei die Frage, ob die Somatismen in den Lexika der elf Sprachen des Materials nach gleichem Muster gebildet sind. Weder die Wahrnehmung noch die Nomination menschlicher Körperteile ist jedoch – wie sich zeigt – in den betrachteten Sprachen gleich. Differenzen sind in den Nominationen und in der Entwicklung des Bezugs der Somatismen durch die soziale und kulturelle Eigenart der Sprachen bestimmt. Die invarianten semantischen

Eigenschaften der Lexeme sind dagegen durch die kulturunabhängigen Bedingungen der Kognition sowie ihre Assoziationen determiniert. Zur Ermittlung ihrer ‚direkten‘ Bedeutung betrachtet die Autorin (indoeuropäische) Somatismen des Deutschen, Englischen, Ukrainischen und Russischen. Dieser Vergleich zeigt deren ukrainisch-russische und deutsch-englische etymologische Parallelen. So kommt die Autorin zu der Einsicht, dass die Somatismen mit einem gemeinsamen Ursprung mehr Ähnlichkeiten als Unterschiede aufweisen, wobei viele der etymologisch direkt verwandten Somatismen dieser Sprachen heute nicht mehr in Gebrauch sind.

Das eigentliche Ziel der Arbeit ist eine typologische Systematik der Somatismen der elf genannten Sprachen. Trotz gleicher Anatomie sind die Anzahl der Lexeme und damit die Benennungsdichte in den elf Sprachen verschieden. Die Autorin untersucht insgesamt 665 Somatismen, unter diesen 63 englische, 62 spanische, 69 deutsche, 64 lettische, 60 ukrainische, 59 russische, 60 ewenkische, 59 ewenische, 61 japanische, 54 niwchische und 54 mokschanische. In der Analyse geht die Autorin dem Problem der Polysemie nach. Die Polysemie der Somatismen ist im Englischen und Spanischen besonders hoch, auffällig niedrig dagegen im Niwchischen und Mokschanischen, was sich damit begründen lässt, dass der Bezug der Somatismen in diesen Sprachen sehr direkt und somit kaum auf andere Größen übertragbar ist.

Der übertragenen Bedeutung von Somatismen wird in der gesamten Arbeit eine wichtige Funktion zugeschrieben. Diese entsteht durch metaphorische und metonymische Übertragungen besonders auf Gebrauchsgegenstände und Geräte von ähnlicher Funktion oder Form wie Kör-

perteile. Darüber hinaus versucht die Autorin durch ihre Analyse, bestimmte Regularitäten der Benennungsweise von Körperteilen zu ermitteln. Diese sind jedoch eher auf die gleichen Assoziationen in den vielfältigen Kulturen zurückzuführen als auf die genetische Verwandtschaft der Sprachen.

Die Arbeit von Materynska stellt nicht nur einen Beitrag zur Typologie der Somatismen, sondern auch zur Beschreibung ihrer Semantik im Slang dar, der sich von der Umgangssprache durch „Spontanität und fehlende Logik“ (S. 149) unterscheidet. Gemeint ist damit u. a. die Nutzung stark polysemer Somatismen als Personenbezeichnungen (z. B. *mouth* – *Mund* als *Anwalt*). Einen wichtigen Teil der Arbeit bildet die Semantik von Somatismen in der Fachlexik etwa des Bauwesens, der Medizin, Biologie und Architektur. Die Untersuchung weist nach, dass diese Nutzung von Somatismen vor allem für die englische Fachlexik charakteristisch ist. Dazu ist allerdings zu sagen, dass die Untersuchung von Somatismen im Slang und in Fachsprachen nur im Deutschen, Englischen,

Ukrainischen und Russischen vorgenommen wurde. Da jedoch das eigentliche Ziel der Arbeit eine Typologie der Somatismen in elf Sprachen war, hätten die Somatismen aller elf Sprachen unter diesen Aspekten betrachtet werden sollen.

Die Arbeit ist sinnvoll strukturiert: Allgemeinen Überlegungen zur Semantik der Somatismen folgt die Darstellung ihres semantischen Potentials in der Standardsprache. Dieser folgt in den weiteren Teilen des Buches eine Untersuchung der Übertragung von Somatismen in den Slang und ihrer Nutzung als Lexeme von Fachsprachen, dies allerdings nur in Bezug auf vier indoeuropäische Sprachen. Die Lektüre des Textes der Monographie erleichtern zahlreiche das Abgehandelte veranschaulichende und zusammenfassende Tabellen. Ihrem dezidiert typologischen Anspruch würde die Arbeit jedoch besser entsprechen, wenn in ihr durchgängig alle elf Sprachen unter den genannten Forschungsaspekten betrachtet worden wären.

Justyna Duch-Adamczyk, Poznań

VATER, HEINZ (2012): Referenz. Bezüge zwischen Sprache und Welt. Trier: WVT (=FOKUS. Linguistisch-Philologische Studien 38). 202 S.

Die zu besprechende Studie Heinz Vaters ist eine erweiterte Neufassung seiner 2005 erschienenen *Referenz-Linguistik* (Fink, UTB 2685). Die Unterschiede sind, was ein Vergleich beider Bücher zeigt, eher geringfügig; sie betreffen vor allem die Aufmachung (der Seitenspiegel sieht in der älteren Ausgabe besser aus), inhaltliche Änderungen dienen der Präzisierung und Aktualisierung, die Gliederung beider Arbeiten ist sehr ähnlich. Das Buch ist in elf Kapitel unterteilt, die

den Leser von den Schlüsseltermini ausgehend über einen geschichtlichen Überblick über die Referenzforschung und Referenzbereiche (Situations-, Ding-, Orts-, Zeitreferenz und Deixis) bis hin zu Referenzbeziehungen im Text und zu problematischen Referenzerscheinungen führen. Die Studie wird durch Schlussfolgerungen und einen Erläuterungs-Teil (ein umfangreiches Forschungsliteraturverzeichnis, Quellenangaben und verwendete Abkürzungen) abgerundet. Ich

vermisse ein Sachregister, das es noch in der früheren Version (2005) gab.

Die Vielfalt der zu behandelnden Aspekte mag vielleicht Zweifel beim Leser aufkommen lassen, ob es dem Autor auf knapp 180 Buchseiten gelingt, die untersuchte Problematik in wissenschaftlich angemessener Weise darzustellen, ohne simplifizierend oder allzu komprimierend vorzugehen. Nichts dergleichen. Heinz Vater findet die richtige Parität dessen, was einem linguistisch versierten Leser gesagt werden muss, und dessen, was dieser aufgrund seiner Facherfahrung in die Lektüre mit einzubringen hat. Für Anfänger ist das Buch allenfalls bedingt geeignet. Eingeweihte finden die Lektüre inhaltlich nicht anstrengend, was zu einem erheblichen Teil auf die klare und terminologisch präzise Darstellungssprache Vaters zurückgeht. Aufnahme-probleme bereitet dagegen die winzige Schriftgröße; die Leserlichkeit wird dadurch beeinträchtigt. Dieser Vorwurf gilt aber vor allem dem Verlag, nicht dem Autor.

Diejenigen, die das wissenschaftliche Schaffen Heinz Vaters kennen, stellen mit Sicherheit auch in der besprochenen Studie gut vertraute Züge fest: bestehend einfache Sprache und logische Beweisführung einerseits, andererseits einen deutlichen Hang zur kompilatorisch-additiven Präsentation fremder Ansichten, bei gleichzeitiger Zurückstellung eigener Positionen. Wenn man den Seitenspiegel betrachtet, wird der Leser zunächst mit Namen zitierter bzw. bloß erwähnter Autoren konfrontiert, die dadurch besonders ins Auge springen, dass sie in Kapitelchen gesetzt wurden. Dann wird auf fremde Ansichten referiert, etwas schematisch: „x sagt ..., y ... behauptet, z stellt ... fest“, oft ohne Hinweise, wie der Autor diese Aussagen gewichtet, wie er

dazu steht. Willkommene explizite Verweise auf eigene Hypothesen, Argumente oder Rekapitulationen des Gesagten sind im besprochenen Buch verhältnismäßig selten. Zugegeben: Wird eine Gruppe von Ansichten hervorgehoben, wovon der Leser sich ad oculos überzeugt, während andere Ansichten nicht berücksichtigt und zurückgestellt werden (wovon zwar der Autor, aber selten(er) der Leser weiß), wird dadurch meist indirekt die Argumentationslinie des Autors markiert. Viele mögen darin sogar ein Zeichen wissenschaftlicher Bescheidenheit oder aber Konventionstreue gegenüber dem Genre „wissenschaftlicher Text“ sehen. Auf der anderen Seite verwischt das die Verantwortung des Forschers für das Gesagte. Die Darstellung nach dem Schema „ich bin der Meinung, dass ...; ähnlich/anders sehen das x, y, z“ ist generell ein dringendes Desiderat an alle wissenschaftlichen Texte, und die obige kritische Bemerkung richtet sich nicht nur an das Buch von Heinz Vater.

Kapitel 1, „Definition von »Referenz«“, führt den Leser in verschiedene Lesarten dieses – wie es Vater formuliert – „zentralen Bestandteils menschlicher Kommunikation“ (S. 1) ein. Es wird u. a. auf logische, philosophische, semantische, pragmatische, syntaktische, sozio- und psycholinguistische Bezüge der Referenzforschung Bezug genommen, wobei die pragmatisch-semantische Perspektive als primär betrachtet wird. Der Autor platziert den Terminus ‚Referenz‘ in einem Relationsgefüge mit sui generis benachbarten Termini (Sinn, Prädikation, Deixis). Kap. 1.4 „Das Gedächtnis“ erweitert die Betrachtungsperspektive auf den Schlüsselterminus, obwohl der Bezug darauf nicht auf Anhieb klar ist. Es wäre vielleicht besser, dem Titel das Wort „Exkurs“ voranzustellen, wie es in

Rezensionen

Kap. 2 „Exkurs: Wort und Begriff“ der Fall ist. Das zuletzt erwähnte Kapitel ist hingegen eine Pflichtlektüre für jeden Philologen, der immer noch Probleme hat, ‚Wort‘ und ‚Begriff‘ zu unterscheiden.

Kap. 3, „Zur Referenzforschung“, bespricht den Zugangsversuch verschiedener Disziplinen (Syntax, Logik, Semantik, Pragmatik, Psycholinguistik und Kognitionsforschung) zur Referenzproblematik. Als besonders spannend und wichtig betrachte ich den Semantik-Abschnitt und die ihm vorangehende, logisch fundierte Erwägung. Etwas befremdend wirkt hingegen die generative Monokultur bei der Erörterung der Syntax, selbst bei Heinz Vater, einer der Galionsfiguren des deutschen Generativismus. Nicht alle Passus weisen erkennbare Bezüge zur Referenzproblematik auf. Die zuletzt genannte Bemerkung gilt auch für das Kap. 3.5 „Psycholinguistik und Kognitionsforschung“. Ein gewisser Wechsel von einerseits stringent Thema-bezogenem und andererseits eher Zufälligem oder Nebensächlichem ist zu bemerken. Als aufmerksamer Leser der Einführungen von Heinz Vater (*Einführung in die Sprachwissenschaft*⁴2002, *Einführung in die Textwissenschaft*³2001) erkenne ich zahlreiche Abschnitte wieder, die der Autor in seine Referenz-Studie eingefügt hat.

Nach einführenden Überlegungen in Kap. 1-3 wechselt der Autor zu detaillierten Fragestellungen. Kap. 4 kündigt in komprimierter Form die im Folgenden zu besprechenden Referenzbereiche an (Situationsreferenz, Dingreferenz, Ortsreferenz und Zeitreferenz), die in dieser Rei-

henfolge in den gleichnamigen Kapiteln (5-8) unter verschiedenen Aspekten, deren ausführlichere Aufzählung den Rahmen dieser Rezension übersteigt, erörtert werden. Erneut möchte ich an dieser Stelle die lesefreundliche, präzise Darstellungssprache Vaters loben, die, in gekonnter Weise mit überzeugenden Beispielen und Diagrammen bzw. schematischen Zeichnungen verbunden, die Aufnahme neuer Inhalte wesentlich erleichtert. Kap. 9, „Referenzbeziehungen in Texten“, enthält viele wertvolle textbezogene Überlegungen, zu denen der Blick durch das Prisma der Referenzforschung führt. Kap. 10, „Problematische und gescheiterte Referenz“, ist eine Erweiterung im Vergleich zum Band aus dem Jahr 2005. Der Autor verweist auf einige Problemzonen sprachlicher Kommunikation, in denen es zu Referenzstörungen und zu den damit verbundenen Verständigungsproblemen kommen kann. Zahlreiche Beispiele ergänzen die Darstellung. Kap. 11, „Schlussfolgerungen“, beschließt die Arbeit. Ich fasse zusammen: Wer eine qualitative Überarbeitung der *Referenz-Linguistik* (2005) in der vorliegenden Studie erwartet hat, kann ein wenig enttäuscht sein. Er findet meist Altvertrautes im neuen Gewand. Wer die *Referenz-Linguistik* (2005) nicht kennt, wird von der Lektüre der Neufassung nur profitieren: Er wird nämlich ein solides, gediegenes Werk in die Hand bekommen, in dem ein wichtiger Terminus im interdisziplinären Gefüge präzise, vielseitig und fundiert dargestellt wird.

Lesław Cirko, Wrocław

WITWICKA-IWANOWSKA, MAGDALENA (2012): *Artikelgebrauch im Deutschen. Eine Analyse aus der Perspektive des Polnischen*. Tübingen: Narr Verlag (=Studien zur Deutschen Sprache 59). 230 S.

Die vorliegende Monographie, die im Jahre 2009 als Dissertation an der Breslauer Universität angenommen wurde, beschäftigt sich mit semantischen und pragmatischen Fragen des Artikelgebrauchs im Deutschen. Die Arbeit stellt den Gebrauch der Artikel aus der Perspektive polnischer Deutschlerner dar und geht auf typische Schwierigkeiten bei der Auswahl zwischen definitem und indefinitem Artikel bzw. Verzicht auf einen Artikel ein, wie sie sich für polnische Lernende stellen, in deren Muttersprache es nach allgemeiner Auffassung keine Artikelwörter gibt. Die Arbeit besteht aus Vorwort, drei Hauptkapiteln und Zusammenfassung. In der Einleitung (S. 11-41) gibt die Autorin einen Überblick über typische Fehler bei der Artikelverwendung. Sie führt Beispiele für die häufigsten Fehlertypen an – regelwidrige Nicht-Setzung eines Artikels, regelwidrige Setzung eines Artikels und Auswahl eines falschen Artikels – und diskutiert, wo Interferenzen bzw. Übergeneralisierungen zugrunde liegen. Anschließend untersucht sie kritisch Darstellungen der Artikelwörter in Grammatiken des Deutschen für Muttersprachler: *Duden* (2005), ENGEL (1991), ZIFONUN et al. (1997) sowie EISENBERG (2004). Sie kommt zu dem Schluss, dass keine dieser Grammatiken Gebrauchsregeln für die Artikel formuliert, die für polnische Deutschlerner ausreichen. Das gilt auch für die Untersuchung von VATER (1979).

Grammatiken, die für den Fremdsprachenunterricht konzipiert wurden (SCHULZ / GRIESBACH 1972, GRIESBACH 1986, HERINGER 1988, BALCIK / RÖHE 2006 und RUG / TOMASZEWSKI 1993), stellen vor

allem die Flexion der Artikel dar. Ihre Semantik und Pragmatik vernachlässigen sie. Gerade hier liegen aber für polnische Deutschlerner die Hauptschwierigkeiten. Detailliertere Darstellungen der Gebrauchsregeln liefern HELBIG / BUSCHA (1994), GRIMM (1987) und BISLEMÜLLER (1991). Abschließend diskutiert die Verfasserin Darstellungen der Artikelproblematik in polnischen Grammatiken für Deutschlerner (TOMICZEK 2003, BEZA 2004) und in der *Deutsch-polnischen kontrastiven Grammatik* (ENGEL et al. 2000).

Das umfangreichste Kapitel der Arbeit, mit dem Titel „Artikelgebrauch im Deutschen“ (S. 43-146), vermittelt eine detaillierte Darstellung der Gebrauchsregeln unter morphosyntaktischem, semantischem und pragmatischem Blickwinkel. Am Anfang des Kapitels werden die Deklinationstabellen des definiten und indefiniten Artikels vorgestellt, wobei die Verfasserin besonders auf die zahlreichen Formsynkretismen hinweist. In Anlehnung an VATER (1984) unterscheidet sie zwischen ‚Determinativen‘ und ‚Quantifikatoren‘. Der bestimmte Artikel stammt etymologisch aus einem abgeschwächten Demonstrativum, der unbestimmte aus dem Zahladjektiv *ein*. Zur Artikelsemantik stützt sich die Verfasserin auf die philosophische Literatur (u. a. RUSSELL 1919), die das Kriterium der Einzigkeit für die Unterscheidung zwischen definitem und indefinitem Artikel nutzt.

Die Verfasserin unterscheidet nach der Form drei Typen von Nominalphrasen: 1. Nominalphrasen, die weder Determinative noch Quantifikatoren enthalten, 2. Nominalphrasen, die Quantifikatoren, aber

Rezensionen

keine Determinative enthalten und 3. Nominalphrasen, die Determinative enthalten. Nominalphrasen der drei Klassen werden zunächst in prädikativer, dann in referentieller Verwendung untersucht. Für die prädikative Verwendung von Nominalphrasen des Typs 1 und 2 zeigt die Verfasserin, dass bei menschlichen Subjektsreferenten prädikative Nominalphrasen im Zähl-Singular ohne Artikel eine klassifizierende, Prädikative mit indefinitem Artikel eine beschreibende Funktion erfüllen. Bei nicht-menschlichen Subjektsreferenten werden Prädikatsnomina durchweg mit indefinitem Artikel verwendet. Ein Unterschied zwischen klassifizierender und beschreibender Funktion wird hier nicht gemacht. Prädikative Plural- und Masse-Nomina werden in allen Fällen ohne Artikel verwendet. Der definite Artikel bei prädikativen Nominalphrasen zeigt vor allem Einzigkeit an. Einzigkeit bedeutet, dass die prädikative Nominalphrase im aktuellen Kontext nur auf einen einzigen Referenten passt. Bei referentiellen Nominalphrasen des Typs 3 zeigt der Definitartikel Identifizierbarkeit und Gesamtheit an. Soll keine dieser Eigenschaften angezeigt werden, sind meist Nominalphrasen des Typs 2 (mit Indefinitartikel) zu verwenden. Nominalphrasen ohne Determinativ bzw. Quantifikator werden nur im Plural, bei Masse-Nomina und bei Eigennamen referentiell verwendet. Weiterhin diskutiert die Verfasserin die Behauptung, der Definitartikel falle nach manchen Präpositionen aus, und erklärt die Funktionsweise der Determinative bei der Anzeige von Identifizierbarkeit, Gesamtheit und Einzigkeit anhand von Beispielen. Abschließend beschäftigt sie sich mit der generischen Referenz und stellt ihr in Anlehnung an BLÜHDORN (2001:3f.) den unspezifischen (nicht-referentiellen) Ge-

brauch indefiniter Nominalphrasen in Subjektsfunktion gegenüber.

Das dritte Kapitel mit dem Titel „Schlussfolgerungen für die Didaktik des Deutschen als Fremdsprache in Polen“ stellt die Frage, wie die herausgearbeiteten Gebrauchsregeln für polnische Deutschlerner didaktisiert werden können. Die Autorin vertritt die Meinung, dass die Regeln des Artikelgebrauchs nur verstanden werden können, wenn die semantische Unterscheidung zwischen referentiellen und nicht-referentiellen Nominalphrasen und die syntaktischen Funktionen von Argumenten und Prädikativen verstanden wurden. Sprecher artikelloser Muttersprachen müssen in die Lage versetzt werden, diese Funktionen sicher zu unterscheiden, um die richtigen Auswahlentscheidungen bei den Artikeln treffen zu können. Die Verfasserin zeigt, wie die gleichen Unterscheidungen im Polnischen gemacht werden und welche Rolle z.B. Kasus und Aspekt dabei spielen. Die Autorin entwickelt einen Entscheidungsbaum zur Verwendung der Artikelwörter im Deutschen, der die verschiedenen Faktoren systematisiert, die für die Auswahl der Artikel eine Rolle spielen. Mithilfe dieses Werkzeugs können Lehrer und Lerner entscheiden, welcher Artikel in einem gegebenen Kontext auszuwählen ist. Die Systematik des Entscheidungsbaums basiert auf folgenden Oppositionen: Referentialität vs. Nicht-Referentialität; Identifizierbarkeit vs. Nicht-Identifizierbarkeit, Individuierung vs. Nicht-Individuierung und Einzigkeit vs. Nicht-Einzigkeit. In ihrer Darstellung der Regeln für den Artikelgebrauch rückt die Autorin von der traditionellen didaktischen DaF-Literatur ab, indem sie auf die Annahme eines Nullartikels und auf die direkte Gegenüberstellung von Definitartikel und Indefinitartikel verzichtet.

Die Autorin zeigt, dass alle drei Typen der Nominalphrase (Typ 1, 2 und 3) sowohl in Argument- als auch in Prädikativfunktion vorkommen und referentiell oder nicht-referentiell gebraucht werden können. Bei der prädikativen Verwendung kommen überwiegend NPen ohne Determinativ (Definitartikel) zum Einsatz. Klassifizierende prädikative NPen bei menschlichen Bezugsreferenten stehen ohne Artikel, ansonsten steht in der Regel der Indefinitartikel. Der Definitartikel dient nur zur Anzeige von Einzigkeit. Bei referentieller Verwendung ist das Vorkommen artikelloser NPen auf Nomina mit Masse- und Gruppen-Referenz sowie auf Personen- und Ortsnamen beschränkt. Bei Singular-Nominalphrasen mit Individuen-Referenz steht der indefinite Artikel, wenn der Referent für den Adressaten nicht identifizierbar ist. Der Definitartikel zeigt Identifizierbarkeit des Referenten an. In Plural- und Masse-Nominalphrasen in Objektsfunktion signalisiert er die Gesamtheit des Referenten. Die Arbeit von Witwicka-Iwanowska leistet einen wichtigen Beitrag zur Grammatik der deutschen Artikelwörter aus der Perspektive der Fremdsprachendidaktik. Sie berücksichtigt die typischen Schwierigkeiten polnischer Deutschlerner und bietet eine nützliche Ergänzung der vorhandenen Literatur. Das Buch ist klar geschrieben und enthält umfangreiches Beispielmateriale, das vorwiegend auf literarischen Erzähltexten in deutscher und polnischer Sprache wie auch auf Texten aus dem Internet basiert. Die Monographie richtet sich an Sprachwissenschaftler und DaF-Lehrer, die den Artikelgebrauch für den Sprachunterricht der Mittel- und Oberstufe didaktisieren wollen. Auch fortgeschrittene Lerner können von dem Buch profitieren, weil es klare Gebrauchsregeln für die Arti-

kelwörter des Deutschen formuliert. Das Buch ist jedem zu empfehlen, der Interesse an Funktion und Systematik der deutschen Artikelwörter hat.

Literatur

- BALCIK, INES / RÖHE, KLAUS (2006): *Pons. Deutsche Grammatik und Rechtschreibung. Alle wichtigen Regeln – einfach und verständlich*. Barcelona/ Belgrad/ Stuttgart.
- BEŹA, STANISŁAW (¹⁴2004): *Nowe repetytorium z gramatyki języka niemieckiego*. [Neues Repetitorium der Grammatik der deutschen Sprache]. Warszawa.
- BISLE-MÜLLER, HANSJÖRG (1991): *Artikelwörter im Deutschen. Semantische und pragmatische Aspekte ihrer Verwendung*. Tübingen (=Linguistische Arbeiten 267).
- BLÜHDORN, HARDARIK (2001): *Generische Referenz. Ein semantisches oder ein pragmatisches Phänomen?* In: *Deutsche Sprache 1*:1-19.
- DUDENREDAKTION (ed.) (⁷2005): *Duden. Die Grammatik*. Mannheim u. a.
- EISENBERG, PETER (²2004): *Grundriss der deutschen Grammatik*. 2 Bde. Stuttgart/Weimar.
- ENGEL, ULRICH (²1991): *Deutsche Grammatik*. Heidelberg.
- et al. (2000): *Deutsch-polnische kontrastive Grammatik*. Bd. 2. Warszawa.
- GRIESBACH, HEINZ (1986): *Neue deutsche Grammatik*. Berlin/München/Wien.
- GRIMM, HANS-JÜRGEN (1987): *Lexikon zum Artikelgebrauch*. Leipzig.
- HELBIG, GERHARD / BUSCHA, JOACHIM (¹⁶1994): *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*. Leipzig/Berlin/München.
- HERINGER, HANS JÜRGEN (1988): *Lesen lehren lernen. Eine rezeptive Grammatik des Deutschen*. Tübingen.
- JUNG, WALTER (¹⁰1990): *Grammatik der*

Rezensionen

- deutschen Sprache*. Mannheim/Leipzig.
RUG, WOLFGANG / TOMASZEWSKI, ANDREAS (1993): *Grammatik mit Sinn und Verstand*. München.
RUSSELL, BERTRAND (1919): *Introduction to Mathematical Philosophy*. London.
SCHULZ, DORA / GRIESBACH, HEINZ (1972): *Grammatik der deutschen Sprache*. München.
SOMMERFELDT, KARL-ERNST / STARKE, GÜNTER (1992): *Einführung in die Grammatik der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen.
TOMICZEK, EUGENIUSZ (2003): *Grammatik? Kein Problem. Materiały pomocnicze dla szkół podstawowych i średnich*. Cz. I. Wrocław.
VATER, HEINZ (1979): *Das System der Artikelformen im gegenwärtigen Deutsch*. Tübingen (=Linguistische Arbeiten 78).
– (1984): *Determinantien und Quantoren im Deutschen*. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 3:19-42.
ZIFONUN, GISELA / HOFFMANN, LUDGER / STRECKER, BRUNO et al. (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. 3 Bde. Berlin/New York.
Justyna Dolińska, Opole

